

Menschenwürde unserer Toten und ein Akt der tröstenden Erinnerung für die Hinterbliebenen und der nachkommenden Generationen.

Nachdem nur ein kleiner Teil der in Backnang ansässig gewordenen Heimatvertriebenen und Flüchtlinge dieses Angebot genutzt hat, soll am Beispiel der Großgemeinde Filipowa an das Schicksal der vertriebenen Donauschwaben aus dem ehemaligen Jugoslawien erinnert werden. Die Vertreibungen liefen in den anderen donauschwäbischen Orten ganz ähnlich ab. Auch dort kam es zu willkürlichen Erschießungen, wenn auch nicht in dem Ausmaß wie in Filipowa.

Von den 3 800 überlebenden Filipowaern ließen sich etwa 2 000 Personen in der Bundesrepublik Deutschland nieder, davon allein rund 500 im Raum Stuttgart und davon wiederum neun Familien mit 37 Personen in Backnang. Im Backnanger Gedenkbuch sind 17 verstorbene Angehörige dieser Familien erfasst – zwei Soldaten und 15 Ziviltote. Von den in Backnang ansässig gewordenen ehemaligen Filipowaern haben drei Familien ein besonders hartes Schicksal durch die Vertreibung und die kommunistische Gewalt Herrschaft erfahren und erleiden müssen: Eva Eichinger verlor ihre 63-jährige Mutter, ihren Ehemann und ihre 13-jährige Tochter; Agnes Kupferschmidt ihren Vater, zwei Brüder der Mutter, zwei Brüder der Großmutter und die Urgroßeltern; Mathias Haas seine Eltern, seine Großeltern väterlicherseits, seinen Großvater mütterlicherseits und seine einzige Schwester. Allein sieben Personen sind Opfer des Massakers vom 25. November 1944.

Zur Geschichte des Ortes Filipowa (Filippsdorf, Szent Fülöp) im Batscher Land (Batschka)

1762/63 ordnete die österreichische Kaiserin Maria Theresia (1717 bis 1780) die Besiedlung des herrenlosen, von der Hofkammer in Wien verwalteten Kameralgutes Philippova an.² Angeworben wurden katholische Deutsche aus dem

südwestdeutschen Raum und dem Elsass. Bereits 1763 kamen die ersten Familien nach Philippova und errichteten sich Häuser. Ein Jahr später konnte ein Bethaus fertiggestellt und geweiht werden und ein erster Pfarrprovisor trat sein Amt an. 1767 gab es in dem Ort schon 214 Häuser, in denen 220 Familien mit insgesamt 890 Personen lebten. Zwischen 1804 und 1806 erbaute man an der Stelle des Bethauses eine imposante Kirche im klassizistischen Stil, die den Aposteln Philipp und Jakob geweiht war.³ 1890 hatte Filipowa bereits 3 225 Einwohner, die in 424 Häusern wohnten. Im Sommer 1944 betrug die Einwohnerzahl schließlich 5 306 und der Ort war auf 801 Häuser angewachsen.

Bis 1850 unterstand Filipowa direkt der Hofkammer in Wien und war danach bis 1867 eine Gemeinde im Kreis Sombor des kaiserlichen Kronlandes Serbische Wojwodschaft und Temescher Banat im Kaisertum Österreich. Mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 wurde Filipowa eine Gemeinde des Komitates Batsch-Bodrog in der neu geschaffenen Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Die Einwohner von Filipowa waren nun ungarische Staatsbürger und die deutsche Amtssprache wurde auf den Ämtern durch die ungarische Sprache ersetzt. 1904 erfolgte die offizielle Umbenennung des Ortes in Szent Fülöp (St. Philipp). Nach dem Ende der Doppelmonarchie 1918 kam der Ort unter dem Namen Filipovo zum neu geschaffenen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (ab 1929: Königreich Jugoslawien). Dort verblieb er bis zur deutschen Besetzung Jugoslawiens im Jahr 1941. Bis 1944 gehörte er dann erneut zu Ungarn und hieß wieder Szent Fülöp. Der Ort blieb bis 1944 eine rein deutsche Gemeinde mit einem nur sehr geringen Anteil anderer Nationalitäten.

Anfang Oktober 1944 flüchteten rund 500 der 5 306 Einwohner vor der heranstürmenden Roten Armee, die schließlich Ende Oktober in Filipowa einrückte. Anfang November begann die Herrschaft der Partisanen von der Jugoslawischen Volksbefreiungsarmee und damit die Vertreibung

² Anton Tafferner: Quellenbuch zur donauschwäbischen Geschichte, München 1974, S. 219 ff. Vgl. zu dem Folgenden die beiden Heimatbücher zu Filipowa: Jakob Leh: Bilder aus meiner Heimat, Novisad 1937 und Anton Zollitsch: Filipowa. Entstehen, Wachsen und Vergehen einer donauschwäbischen Gemeinde in der Batschka, Freilassing 1957 sowie: Paul Mesli / Franz Schreiber / Georg Wildmann (Hg.): Filipowa – Bild einer donauschwäbischen Gemeinde. Erster Band: Geschichte und Wirtschaft, Wien 1978.

³ Die Kirche wurde 1957 geschlossen und 1967 abgerissen.



Die zwischen 1804 und 1806 erbaute ehemalige Kirche von Filipowa.

und ethnische Säuberung bis zum Frühjahr 1945. Zwei Jahre später wurde schließlich der traditionelle Ortsname Filipowa endgültig ausgelöscht, der Ort in Backi Gracac umbenannt und mit serbischen Kolonisten aus Kroatien besiedelt.

Herausragende Persönlichkeiten

Das Charakteristische an Filipowa war, dass der Ort den größten Kinderreichtum unter den deutschen Gemeinden des Batscher Landes hatte. Allein in den letzten 50 Jahren seines Bestandes brachte er zudem über 130 Ordensschwester und 50 geistliche Berufe hervor. Zu den herausragenden Persönlichkeiten des Ortes gehören unter anderem: **Stephan Augsburg** (1840 bis 1893). Domprediger in Kalotscha und der bedeutendste donauschwäbische Lyriker des Batscher Landes. 1875 bis 1884 Abgeordneter im Reichstag zu

Budapest; **Jakob Leh** (1864 bis 1944). Kirchenmusiker in Neusatz. Herausgeber des großen Kirchenliederbuchs der katholischen Deutschen in Jugoslawien; **Dr. Anton Lepold** (1880 bis 1971). 1917 bis 1936 Prälat und Domherr in Esztergom. 1936 Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Er entdeckte und leitete die Ausgrabungen der ungarischen Königsburg der Arpaden in Esztergom; **Dr. Sebastian Werni** (1912 bis 1999). Hofrat. Eingliederungsberater des UNO-Flüchtlingskommissars, Träger des Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich, „Beirat für Flüchtlingsfragen“ beim österreichischen Bundesministerium für Inneres; **Wendelin Gruber** (1914 bis 2002). Jesuitenpater. Helfer der Verbannten in den Lagern. Er wurde von den Tito-Kommunisten zu 14 Jahren Kerker verurteilt. Durch die Intervention von Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer (1876 bis 1967) durfte er im Jahr 1955 in die Bundesrepublik Deutschland

ausreisen; **Dr. Martin Juritsch** (1928 bis 1999). Generaloberer des Pallottiner-Ordens in Rom; **Dr. Josef Thiel** (geb. 1932). Ethnologe, Professor an der Universität Bonn, später Direktor des Völkerkundemuseums in Frankfurt/Main; **Johannes Urlich** (1926 bis 2014). Domkapitular von Speyer und Kanzler des Bistums Speyer; **Dr. Georg Wildmann** (geb. 1929). Historiker und Experte der donauschwäbischen Geschichte; **Dr. Robert Zolitsch** (geb. 1938). 2003 bis 2013 Erzbischof von Freiburg. 2008 bis 2014 Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz.

Vertreibung und ethnische Säuberung 1944/45

Mit Erlass vom 21. November 1944 erklärte der Antifaschistische Rat der nationalen Befreiung Jugoslawiens (AVNOJ) alle Deutschen in

Jugoslawien zu „Volksfeinden“. Sie verloren dadurch ihre bürgerlichen Rechte sowie ihr Vermögen und waren jeglicher Willkür ausgesetzt.⁴ Anschließend vollzog sich die Vertreibung der meisten Donauschwaben aus Jugoslawien nach einem ganz ähnlichen Muster in drei Etappen: Erschießungsaktion – Deportation zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion – Vertreibung der Restbevölkerung. Im Fall von Filipowa verübte die Jugoslawische Volksbefreiungsarmee am 25. November 1944 ein Massaker, dem 212 deutsche Jugendliche und Männer zum Opfer fielen. An Weihnachten 1944 wurden 239 Frauen und Männer zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt, wovon 53 während der drei Jahre dauernden Verbannung verstarben.⁵ Am 31. März 1945 (Karsamstag) umzingelten schließlich etwa 200 Partisanen das Dorf und trieben innerhalb zweier Stunden alle verbliebenen deutschen Ortsbewohner und die bereits nach Filipowa ver-



Heute noch vorhandene Gebäude des ehemaligen Filipowa (Aufnahme von 2008).

⁴ Vgl. dazu: Michael Portmann: Kommunistische Abrechnung mit Kriegsverbrechern, Kollaborateuren, „Volksfeinden“ und „Verrätern“ in Jugoslawien während des Zweiten Weltkriegs und unmittelbar danach (1943–1950), Norderstedt 2002.

⁵ Vgl. dazu: Georg Wildmann: Die Opfer der Rußlandverschleppung. – In: Paul Mesli / Franz Schreiber / Georg Wildmann (Hg.): Filipowa – Bild einer donauschwäbischen Gemeinde. Sechster Band: Kriegs- und Lageropfer, Wien 1985, S. 274 bis 300. Darin auch ein namentliches Verzeichnis der nach Rußland verschleppten und dort verstorbenen Frauen und Männer. Eine Überlebende der Verschleppung wohnt in Backnang und ist gegenwärtig 92 Jahre alt, eine weitere Überlebende wohnt in Winnenden und ist 88 Jahre alt.

triebenen Donauschwaben aus zwei Nachbarorten auf die Hutweide. Hier wurden etwa 500 Arbeitsfähige herausgesucht und in das Arbeitslager Filipowa eingewiesen, das aus einigen größeren Häusern bestand. Sie mussten in der Folge die Häuser ausräumen (Nahrungsmittel, Möbel, Hausrat, Kleidung, Wäsche) und das Vieh versorgen. Die übrigen rund 7000 Personen, zumeist Alte, Arbeitsunfähige und Kranke sowie Mütter mit Kindern unter zwei Jahren mussten zwei Tage und zwei Nächte auf der Straße und in den Höfen der Häuser verbringen, ehe sie am Ostermontag an die Bahnstation getrieben und mit Güterwagons in das kurz zuvor errichtete Internierungslager Gakowa verbracht wurden.

Das Massaker vom 25. November 1944

Am Abend des 24. November 1944 kam eine Abteilung Partisanen, die der „Krajiska brigada“ (nach anderen Quellen der „Prva sremska leteca brigada“) angehörten, in Filipowa an.⁶ Am nächsten Tag ging der Kleinrichter durch das Dorf und verkündete unter Todesandrohung, dass sich alle Burschen und Männer von 16 bis 60 Jahren unverzüglich vor dem Gemeindehaus einzufinden hätten. Gegen neun Uhr versammelten sich mehr als 300 Personen und wurden eine Stunde später in den umzäunten Kirchhof beordert, wo sie sich in Viererreihen aufstellen mussten. Zwei Offiziere der Partisanen, ein Serbe und ein Ungar, führten das Kommando. Die angetretenen Jugendlichen und Männer wurden von drei serbischen Schreibern erfasst und willkürlich in eine größere und eine kleinere Gruppe aufgeteilt. Der für Filipowa zuständige Polizeikommandant Djoko Lasic stellte die drei Priester, Kaplan Paul Pfuhl (1912 bis 2002), Pfarrer Anton Zollitsch (1913 bis 1966) und Pater Friedrich Gillich (1917 bis 2010), die Ärzte Dr. Franz Dickmann (1900 bis 1944) und Dr. Johann Engert (1903 bis 1944) sowie den Apotheker Ludwig Vogl (1903 bis 1944) an das Ende der Reihe – eine Vorgehensweise, die niemand zu deuten wusste.

Auf Bitten von Mesner Martin Meixner durften die Mittagsglocken geläutet werden. Als diese

ertönten, entblößten die Männer ihre Häupter, schlugen das Kreuz und beteten. Der ehemalige Friseurgehilfe und jetzige Partisanenoffizier Slavko entschied, dass Pfarrer Zollitsch, dem er früher als Friseur zu Diensten war, nach Hause gehen könne. Zollitsch erreichte auch die Freilassung von Kaplan Pfuhl und Pater Gillich. Die beiden Ärzte und der Apotheker wurden jedoch in die große Gruppe eingereiht. Als die Partisanen eine Tragbahre und Spaten brachten sowie ein Maschinengewehr aufmontierten, ahnten alle, dass Schlimmes bevorstand. Schließlich standen die Schreiber vom Tisch auf und erklärten: „Es sind genug!“ Die restlichen Jugendlichen und Männer wurden zur kleineren Gruppe geschoben.

Nun begann ein grausames Spiel. Die Partisanen nahmen beliebig Nichtregistrierte, führten sie zum Tisch, ließen sie erfassen und stießen sie zur größeren Gruppe. Der Polizeikommandant Djoko holte sich jedoch aus der größeren Gruppe ihm bekannte Leute und brachte sie zur kleineren. So wechselte mancher mehrmals die Gruppe und wurde, wie es sich zeigen sollte, zwischen Leben und Tod hin- und hergeschoben. Die Todesliste wurde von Ortsvorsteher Josef Held (1898 bis 1945), dem „Schuster-Joschi“, abgezeichnet.

Die größere Gruppe musste sich schließlich in Viererreihen aufstellen. Es waren, wie man später feststellte, 212 Jugendliche und Männer. Die restlichen knapp einhundert Männer wurden über Nacht in die Kirche eingesperrt. Ein Anführer zu Pferde ergriff das Kommando und der traurige Zug wurde um drei Uhr durch die Kirchengasse in Richtung Hodschag aus dem Dorf getrieben. Die entsetzten Frauen und Kinder konnten aus verhängten Fenstern und spaltweit geöffneten Türen das Ganze nur beobachten. Zeigte sich ein Ortsbewohner, schossen die Partisanen sofort mit ihren Maschinenpistolen. Bei einer solchen Aktion schoss sich der Kommandant selbst an, stürzte vom Pferd und erlag einen Tag später seinen Verletzungen.

Über die Ereignisse, die sich auf dem Roth-Sallasch (Meierhof) abspielten, konnte im Laufe der Zeit aus verschiedenen Aussagen ein ungefähres Bild entworfen werden. Zuerst wurden die Männer unter dem Versprechen der Freilassung aufgefordert, zu verraten, wer Mitglied des

⁶ Das Folgende entstammt: Georg Wildmann: Die Opfer des 25. November 1944. – In: Ebd., S. 38 bis 83. Darin findet sich auch ein namentliches Verzeichnis der 212 Opfer.

Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes⁷ gewesen sei. Keiner verriet jedoch den anderen. Ein Bunjewatz⁸ versuchte den Apotheker Ludwig Vogl zu retten, worauf es zu einer Auseinandersetzung kam, bei der sich viele der Vojvodiner⁹ dem Bunjewatzen anschlossen und sich weigerten, bei dem Verbrechen mitzumachen. Die Verweigerer wurden daraufhin abgezogen. Auf der „Heuwiese“ mussten sich dann die 212 Jugendlichen und Männer vor den Flugabwehrgeschützgruben nackt ausziehen und wurden anschließend erschossen oder erschlagen.

Ein unbewaffneter Helfer aus Piwnitz erzählte später: *Die meisten der Männer haben gebetet und das Kreuz gemacht, bevor sie erschossen worden sind. Und wenn ein Vater und Sohn dabei waren, dann hat der Vater dem Sohn ein Kreuz auf die Stirn gemacht, ehe sie erschossen wurden.*¹⁰ Das Schreien und Beten hörte erst auf, als der Letzte tot

war. Auch persönliche Rechnungen wurden beglichen: So wurde Gemeindefeldarzt Dr. Franz Dickmann von einem Bewohner des Nachbarorts auf besonders grausame Weise ermordet. Offenbar hatte Dickmann ihm früher eine Krankschreibung zur Umgehung des Militärdienstes verweigert, da dieser völlig gesund war. Der aufrechte Arzt wurde damit Opfer seines ärztlichen Ethos. Ein an dem Massaker beteiligter Serbe beschrieb später die Hinrichtung der 212 Jugendlichen und Männer gegenüber Pfarrer Paul Wagner in Stanischitsch mit den Worten: *Strasno je bilo* (Es war schrecklich).¹¹

Die Vertreibung am 31. März 1945

Die Vertreibung der Filipowaer aus ihren Häusern und ihrem Heimatort sowie das Ende von Filipowa als einer donauschwäbischen Gemein-



Blick auf einen Teil der „Heuwiese“, auf der das Massaker vom 25. November 1944 stattfand. Die Stelle, an der eines der Massengräber liegt, ist deutlich zu erkennen (Aufnahme von 2008).

⁷ Der Schwäbisch-Deutsche Kulturbund war ein Verein zur Pflege deutschen Brauchtums im Königreich Jugoslawien. Als freier und unabhängiger Verein bestand er von 1920 bis 1939. Anschließend wurde er von den Nationalsozialisten übernommen und 1941 aufgelöst. Vgl. dazu: Hans Rasimus: *Als Fremde im Vaterland. Der schwäbisch-deutsche Kulturbund und die ehemalige deutsche Volksgruppe in Jugoslawien*, München 1989.

⁸ Die Bunjewatzen sind eine südslawische Volksgruppe von überwiegend römisch-katholischer Konfession, die vornehmlich in der historischen Region Batschka lebt.

⁹ Die Vojvodina bildete im Königreich Jugoslawien zusammen mit Syrmien und einem Teil des Engeren Serbien südlich der Donau die Banschaft Donau. Sie ist heute noch eine autonome Provinz in der Republik Serbien.

¹⁰ Zitiert nach: Wildmann (wie Anm. 6), S. 47.

¹¹ Ebd., S. 48.

de nach über 180 Jahren sind im Tagebuch von Paul Mesli (1907 bis 1995) beschrieben, das er aus allen Gefahren des Lagerlebens in die Freiheit retten konnte.¹² Demnach versammelten sich am 31. März 1945 etwa 200 Partisanen bei der Dreifaltigkeitssäule in der Ortsmitte. In der Kirche feierten Pfarrer Peter Müller und mehrere Priester, die mit ihren Gemeinden wenige Tage zuvor nach Filipowa getrieben worden waren, die Karsamstagsliturgie. Plötzlich rief jemand in die Kirche hinein: „Wir werden vertrieben.“ Partisanenkommandant Sekic trieb die Leute aus der Kirche, die verzweifelt nach Hause liefen. Anschließend verteilten sich die Partisanen in fünf Kolonnen auf die fünf langen Gassen von Filipowa und begannen vom südlichen Ortsende aus die Leute aus den Häusern zu treiben – sowohl die Filipowaer wie auch die einige Tage zuvor hergetriebenen Karawukowaer und Batsch-Sentiwaner.

Was sich dann ereignete, beschrieb Mesli folgendermaßen: *Die Leute kamen mit Bündeln auf den Rücken, mit Schubkarren und Kinderwagen, alles vollbeladen, und die Partisanen trieben sie brutal wie eine Herde vor sich her. – Immer dichter wurde der Zug auf der Gasse, auf dem Fahrweg. Es waren die Leute aus allen Häusern der Unteren Kirchgasse. Sie zerrten sich ab an ihren letzten Habseligkeiten, die sie sich von daheim noch mitnehmen durften, dazu kamen noch die kleinen Kinder. – Ein unerhörtes Elend, Partisanen boxten an ihnen herum, gaben ihnen Hiebe mit dem Gewehrkolben und übten ihre Rache an unschuldigen Menschen. So haben wir als Augen- und Ohrenzeugen die Vertreibung miterlebt; wir durften aber unser Lager in der Schule nicht verlassen, um unseren Familien in dieser schweren Stunde beizustehen. Wir waren zur Untätigkeit verurteilte Zeugen des Unterganges unserer Heimatgemeinde Filipowa. Anschließend trieb man die Menschen auf die Hutweide, wie man sonst die Kühe der Hutweide zutrieb. Mesli, der zusammen mit anderen Männern im Schulraum interniert war, musste dabei mitansehen, wie seine Familie vertrieben wurde: *Mitten auf dem Fahrweg, unter der Menschenmenge, sah ich meine Frau mit dem Kinderwagen mit der sieben Monate alten Gerlinde und einem Bündel**

*Sachen auf dem Wagen. [Mein Sohn] Hans ging nebenher und trug ein Bündel auf dem Rücken. [...] Ich glaube, es kann einem Vater nichts Schlimmeres zustoßen, als als auf diese Weise der eigenen Familie beraubt zu werden.*¹³

Der damals 13-jährige Josef Franz Thiel beschrieb die dramatischen Ereignisse folgendermaßen: *Als ich gegen halb acht mit dem Weiheholz auf die Gasse ging, kam mir ein Partisan mit dem Gewehr in der Hand entgegen und schrie mir immer wieder zu: „Pet minuta!“ – „fünf Minuten!“ Ich lief zu meiner Mutter und sagte ihr, daß draußen ein Partisan herumschreie, daß wir in fünf Minuten das Haus zu verlassen hätten. Da wir am Dorfende, Richtung Odschag wohnten, von woher die Partisanen am Morgen einmarschiert waren, hatten wir als Erste unsere Häuser zu verlassen. Meine Mutter vergewisserte sich, ob dem auch wirklich so sei. Dann lief sie schnell und holte meine kleinen Geschwister aus den Betten; Wawi zog die drei kleinen Schwestern an. Mein Bruder Franz war erst neun Monate alt; er schlief noch in der Wiege weiter. Meine Mutter wies mir meinen Rucksack zu, in dem Kleider und Lebensmittel waren. Sie ließ mich in der Kammer einen großen Schinken holen, um ihn in einen soliden Weizensack zu stecken und mitzunehmen. Inzwischen stand der Partisan schon auf unserem Gang und schrie immer wieder: „Pet minuta!“ Als er sah, wie Mutter sechs Kinder zu versorgen hatte, wurde er ruhig und ging wieder auf die Straße, wo er weiterschrie.*

Nachdem meine Mutter sich versichert hatte, daß jedes Kind seinen Rucksack hatte und Wawi neben ihrem Rucksack auch die große Tasche mit Lebensmitteln und einigen Töpfen trug, hängte sie sich zwei Säcke mit Kleidern und Windeln um und nahm Franz aus der Wiege. Meine jüngere Schwester Notburga, sie war fast vier Jahre alt, trug einen kleinen Rucksack mit ihrer Puppe und etwas Kleidung. Hedwig war schon sechs Jahre alt; sie mußte alle ihre Kleider selbst tragen. Eva war neun Jahre, sie war ein schwächliches Kind. Mutter hatte ihr nicht mehr als ihre Kleidung zugemutet. Jetzt verließen wir gemeinsam für immer unser Haus. Zwei Häuser weiter gab es große Aufregung, weil der alte Vater Johler – die beiden Johler-Priester waren seine Söhne – krank

¹² Die Eintragungen vom 30. März bis 26. April 1945 sind veröffentlicht in: Mesli / Schreiber / Wildmann (wie Anm. 5), S. 92 bis 109.

¹³ Ebd., S. 93.

war und nicht gehen konnte. Frau und Kinder mußten ihn zurücklassen. Er starb wenige Tage später im Notspital der Nonnen.

Der Zug kam nur schleppend voran. Immer wieder gab es in den Häusern alte und kranke Leute, die gar nicht oder kaum gehen konnten. Fast alle mußten dennoch von den Angehörigen mitgenommen werden. Dann gab es auch hochschwängere Frauen oder solche mit mehreren kleinen Kindern. Manche Menschen reagierten ganz irrational auf die Vertreibung: Sie weinten und schrien, warfen sich zu Boden und wollten ihre Häuser nicht verlassen. Die Partisanen aber waren brutal: Sie prügelten sie mit den Gewehren zu den anderen auf der Straße und weiter auf die Hutweide. [...] In meinem Leben bin ich oft mit Tod und Leid konfrontiert geworden, aber in meiner Erinnerung war kein Erlebnis derart von Trauer und Hoffnungslosigkeit geprägt wie unser Zug der Ausgetriebenen von Filipowa.¹⁴

Das Internierungslager Gakowa

Am 12. März 1945 wurden in den beiden Dörfern Gakovo und Krusevije (auf donauschwäbisch: Gakowa und Kurschiwl) an der jugoslawisch-ungarischen Grenze Internierungslager eingerichtet, in die man bis Herbst 1945 die nicht arbeitsfähigen Personen, Ältere und Kranke sowie Mütter mit Kleinkindern bis zu zwei Jahren, der vertriebenen Donauschwaben brachte. In Gakowa wurden hauptsächlich die Deutschen aus der West-Batschka (Bezirke Sombor, Apatin und Hodschag) interniert, später kamen auch andere deutschstämmige Personen dazu. Die ursprüngliche Einwohnerzahl von Gakowa betrug 1945 rund 2 700 Personen, die überwiegende Mehrzahl davon Deutsche. In die zuvor geräumten Häuser des Dorfes wurden nun 17 000 Menschen gepfercht. Sie lagen auf einer dünnen Strohschütte am Boden dicht nebeneinander und füllten die Zimmer, Küchen, Kammern und selbst die leer stehenden Kuh- und Pferdeställe. Zwölf donauschwäbische Männer wurden zu „Gassenkommandanten“ bestimmt. Sie hatten die Befehle der Lagerkommandatur weiterzugeben und vor allem die in ihren Gassen täglich anfallenden

Totenzahlen zu melden. Bereits in den ersten zehn Monaten starben rund 4 500 Personen an Unterernährung, Typhus, Ruhr oder Malaria. Bis 1947 sollte sich die Todeszahl auf mindestens 8 900 erhöhen. Von den hier internierten rund 3 100 Filipowaern starben 762.¹⁵

Der gebürtige Filipowaer Kaplan Matthias Johler (1913 bis 1969) kam Anfang September 1945 nach Gakowa. Seine Tagebucheinträge verdeutlichen die grausamen Zustände in Gakowa und lesen sich wie eine Sequenz des Todes:

25. November 1945. Schon einige Tage ungesunde, naßkalte Witterung. Die Krankenzahl steigt von Tag zu Tag. Nach einer Schätzung des Arztes liegen um die 2 000 Kranke und Gebrechliche, die der Pflege bedürften. Es ist keine Seltenheit, daß man in Häuser kommt mit zehn bis zwölf Kranken in einem Zimmer. Der Typhus wütet unbarmherzig weiter. Der Lager-Apotheker ist gestorben, und der Arzt ist auch schwer krank. [...]

1. Dezember 1945. Nun hat der Herr auch aus der Mitte meiner Angehörigen ein Opfer angenommen: Die Schwägerin ist tot. Heute soll sie beerdigt werden. In Gedanken versunken über das Schicksal unserer Familie und über das der kleinen Waisen Evi und Eugen ging ich zum Friedhof, um zu sehen, ob das Grab schon fertig sei. Wie ich jedoch eintrete, sehe ich vor dem weit geöffneten Tor der Totenkammer zwei Mädchen stehen, frierend, zitternd und bitterlich weinend. Ein gutes Wort, und ich erfahre, daß die Kinder ihre Mutter suchen. Eine Frage, und sie erzählen mir, daß ein Wagen beim Hause vorgefahren sei und die Mutter aufgeladen habe. Arme Kinder, ich weiß nun alles; es war der Totenwagen. „Jetzt sind wir ganz allein“, klagte das ältere, elfjährige Mädchen, „nur noch ein Brüderchen mit vier Jahren liegt daheim krank.“ „Und wen trägst denn du im Arm?“, frage ich. „Das ist auch mein Brüderchen, zehn Monate alt“, sagt sie und drückt es, in ein Tuch gehüllt, an die schluchzende, zitternde Brust; doch vergebens; das Kind war tot. Erlkönig von Goethe? Nein, ein Lagerkinderschicksal.

9. Dezember 1945. Gestern waren es zehn Dekagramm [= hundert Gramm] Brot pro Person, heute gab es überhaupt keines. Auch keine Suppe, nur einen Batzen Kukuruzschrot, ein

¹⁴ Josef Franz Thiel: *Fremd – zu Hause. Eine donauschwäbische Kindheit 1932–1947*, Wien, Köln, Weimar 2012, S. 178 ff.

¹⁵ Georg Wildmann: *33 Monate Gakowa*. – In: Mesli / Schreiber / Wildmann (wie Anm. 5), S. 134.

wahres Schweinefutter, und der Flecktyphus verbreitet sich mit unheimlicher Schnelligkeit. – Die Bezeichnung Vernichtungslager wird der schrecklichen Wirklichkeit gerecht. Soeben erfahre ich, daß unser Arzt Dr. Brandt an Flecktyphus gestorben sei. Mir ist es auch bis jetzt noch nicht gelungen, eine Schutzimpfung zu bekommen.¹⁶

Einen Tag nach dieser Eintragung erkrankte Johler an Typhus und überlebte nach vier Wochen schweren Fiebers und zeitweiliger Bewusstlosigkeit gerade so. Im März 1946 erwirkte Pater Wendelin Gruber, der den erkrankten Kaplan Johler vertrat, vom Lagerkommandanten die Erlaubnis, dass die Lagerleute abends in die Kirche gehen durften. Am 24. März 1946 nahm Gruber den Lagerleuten während der Messe das Gelöbnis ab, dass sie im Falle ihres Überlebens „nach Vätersitte“ jährlich eine Wallfahrt machen und nach Möglichkeit ihr zu Ehren eine Votivkirche bauen würden. In Erfüllung dieses Gelöbnisses wallfahrten die Donauschwaben jährlich nach Altötting und ließen in Bad Niedernau eine Gedächtniskapelle errichten, die 1979 geweiht wurde.¹⁷

Eine Umsiedlungsaktion innerhalb Gakowas im tiefsten Winter, die zahlreiche Todesopfer forderte, beschrieb Magdalena Brenner, eine Mutter von sieben Töchtern, folgendermaßen: *Dann kam das Furchtbare. Im Lager wurde der Befehl gegeben, daß die Kranken umgesiedelt werden mußten. Sie kamen in eine andere Gasse. Die Kinder und die Alten extra. Dies ausgerechnet in diesem furchtbaren Schneesturm, der über Gakowa tobte. Man konnte sich gewiß nichts Schlimmeres und Verhängnisvolleres erdenken, als Tausende Todkranke von ihrem Krankenlager aufzutreiben, in den Schneesturm zu treiben oder sie hinauszutragen, um sie umzusiedeln. Es gab keinen Ausweg. Man drohte jedem, der dem Befehl nicht nachkam und nachher erwischt werden sollte, mit der standrechtlichen Erschießung. Man mußte aufstehen und gehen. Partisanen kamen in die Häuser, brüllten herum und trieben die Leute einfach auf die Straße. Es gab in der Zeit Tausende Kranke, die überhaupt nicht gehen konnten. Man lud sie auf Schubkarren und wanderte mit ihnen auf der Straße in dem*

¹⁶ Ebd., S. 144 f.

¹⁷ Ebd., S. 180.

¹⁸ Ebd., S. 157.



Seit 2004 erinnert eine Gedenktafel im serbischen Gakovo auch an die Toten des Internierungslagers Gakowa zwischen 1944 und 1948.

großen Schneesturm herum, bis man endlich in einem Haus ein neues Plätzchen fand. Viele Kranke hatten niemanden mehr, der sie wegbringen konnte. So krabbelten diese in dem Schneetreiben wie kriechende Tiere herum. Viele starben an diesem Tage auf der Straße im Schneesturm. Das war ja auch von der Lagerleitung so ausgedacht, denn es sollten immer mehr Menschen von uns auf die Seite geschafft werden. Noch mehr starben in den folgenden Tagen. Die Kranken kamen in den neuen Zimmern auf kaltes Stroh. Wie sollte da eine Genesung möglich sein? Wer diesen Tag als Kranker überstanden hat, kann es wohl als ein Wunder betrachten. Auch mich betraf die Umsiedlung.¹⁸

Auch Georg Offenbächer (1930 bis 2005) beschrieb die katastrophalen Verhältnisse im Lager Gakowa und ging vor allem auf die Situation der Kinder ein: *Der Winter 1945/1946 war ein schrecklicher Winter, denn es gab kaum eine Möglichkeit, zum Betteln zu gehen. Der Schnee lag tief und man konnte sich nirgends verstecken, da alle Blätter von den Bäumen abgefallen waren und eine kahle Landschaft hinterließen. Die Tito-Partisanen hatten das einst verträumte Dörfchen Gakowa in eine Hölle auf Erden verwandelt, wo wir zusehen mußten, wie der eine und der andere dahinsiechte. Hatten wir im Sommer die Möglichkeiten, uns aus dem Lager zu schleichen, um bei Bauern zu arbeiten und betteln zu gehen,*

so gab es jetzt nur eines: beten und hoffen, daß wir diese schweren Zeiten überleben.

Die Bretterzäune und Dachbodenlatten waren schon längst für Brennholz aufgebraucht und es wurde täglich kälter. Nun waren wir froh, wenn wir ein paar Bohnen, eine Blättchen Kraut oder ein Stückchen Kartoffel in der Einbrennsuppe fanden. Es gab jetzt Kuhrüben, die zum größten Teil bereits angefault waren, und hartes schimmeliges Maisbrot zum Essen. Das Brot war hart genug, um dem Tito ein Loch in den Kopf zu schlagen, so sagten die Leute. Täglich starben nun mehr und mehr Menschen. In den Massengräbern häuften sich die Leichen. Auf dem Friedhof war kein Platz mehr für die Toten. Es wurde ein großes Massengrab hinter dem Friedhof gegraben, und als dieses voll war ein zweites, später ein drittes und noch mehr. Der Geruch der Toten in den Massengräbern wurde von Tag zu Tag stärker und stärker, bis der Geruch das ganze Dorf und die Gegend weit darüber hinaus erfaßte.

Einer der bekanntesten, grausamsten und dafür am meisten gefürchteten Lagerkommandanten war Grabic, auch Suco (Schutzo) genannt, ein aus Syrmien stammender Partisan, der seine Kommandantur im September 1945 antrat und uns zehn Monate lang schikanierte. Unter seiner barbarischen Leitung gelang es ihm, vielen unserer donauschwäbischen Landsleute großen Kummer, Leid und Schmerzen hinzuzufügen, bis sie nicht mehr konnten. Suco war derjenige, der die vielen sinnlosen Hinrichtungen anordnete. Eines Tages mußten wir Kinder vor der Kirche antreten, um dort mehrere Stunden zu warten, bis zwei Partisaninnen aus dem Gefängnis kamen und sechs oder sieben Gefangene herausbrachten. Sie stellten Leute vor der Kirche auf und schossen sie mit ihren Maschinenpistolen erbarmungslos nieder. Die Kinder mußten danach die Toten auf den Wagen laden und zum Friedhof fahren. Auch diese grausame Tat, die sicherlich als abschreckendes Beispiel dienen sollte, konnte den Strom der Bettler nicht aufhalten. Wir hatten nur die Wahl, stehlen oder betteln zu gehen, um eine Möglichkeit zum Überleben zu haben – mit dem Risiko, dabei gefangen und erschossen zu werden – oder zu verhungern.

Auch Kindern blieb dieses Los, erschossen zu werden, nicht erspart. Als eines Tages 17 Kinder gefangen wurden, die vom Betteln nach Gakowa zurückkehrten, führte man sie am nächsten Tage zu den Massengräbern und ließ sie erbarmungslos erschießen. Das älteste der Kinder war 14 Jahre alt und das jüngste Kind war ein vier Jahre altes Mädchen, welches von ihrer Schwester zum Betteln mitgenommen worden war.

Nach diesem Vorfall versuchten die Partisanen eine neue Methode. Jedes Mal, wenn ein Kind jetzt gefangen wurde, zwangen sie dieses Kind den Partisanen zu sagen, wer und wo seine Angehörigen sind. Auf diese Weise wurden jetzt die Angehörigen der Kinder bestraft. Mein Bruder Jakob, der heute im Staat New York wohnt, war damals gerade 10 Jahre alt, als er von den Partisanen erwischt wurde. Man versuchte ihn zu zwingen, den Namen seiner Mutter zu nennen. Er jedoch verweigerte dies zu tun, und wurde daraufhin an den Beinen festgebunden und in einen Brunnen hinuntergelassen, bis sein Kopf unter dem Wasser war. Man zog ihn dann wieder hoch. Aber immer wieder verweigerte er es, den Namen seiner Mutter preiszugeben. Erst als er dem Tode nahe war, ließ man ihn laufen. Heute noch leidet Jakob gesundheitlich durch diesen Vorfall.¹⁹

Bilanz des Schreckens

Filipowa war bis 1941 eine blühende Gemeinde, die in den folgenden sieben Jahren durch Krieg und Verfolgung 1413 Personen und damit fast 27 Prozent ihrer Einwohnerschaft verlor. 24 Personen wurden als Einzelne an verschiedenen Orten erschlagen oder erschossen. 53 Personen starben als Zwangsverschleppte in der Sowjetunion. 57 Personen kamen auf der Flucht ums Leben. 69 Personen sind als Zivilisten oder Soldaten vermisst. 165 Personen fielen als Soldaten oder starben in Gefangenschaft. 212 Personen wurden beim Massaker am 25. November 1944 von Partisanen erschossen oder erschlagen. 833 Personen sind in verschiedenen Internierungslagern verhungert beziehungsweise durch andere Ursachen gestorben.²⁰

¹⁹ Georg Offenbächer: Der schreckliche Winter 1945/1946 im Lager Gakowa. – In: Filipowaer Heimatbrief 66/2005.

²⁰ Die Kriegs- und Lageropfer im Überblick. – In: Mesli / Schreiber / Wildmann (wie Anm. 5), S. 324.

Annäherung und Aussöhnung

Bis in die 1990er-Jahre durfte man sich in der Nähe des Ackers (alter Flurname „Heuwiese“), auf dem der Massenmord geschah, nicht aufhalten, um der Toten zu gedenken. Das Gelände der Massengräber wurde bis 2010 viele Jahrzehnte lang umgepflügt und als landwirtschaftliche Nutzfläche bepflanzt. Die Massengräber waren jedoch deutlich sichtbar, weil die Saat an dieser Stelle nicht gedeihen wollte.

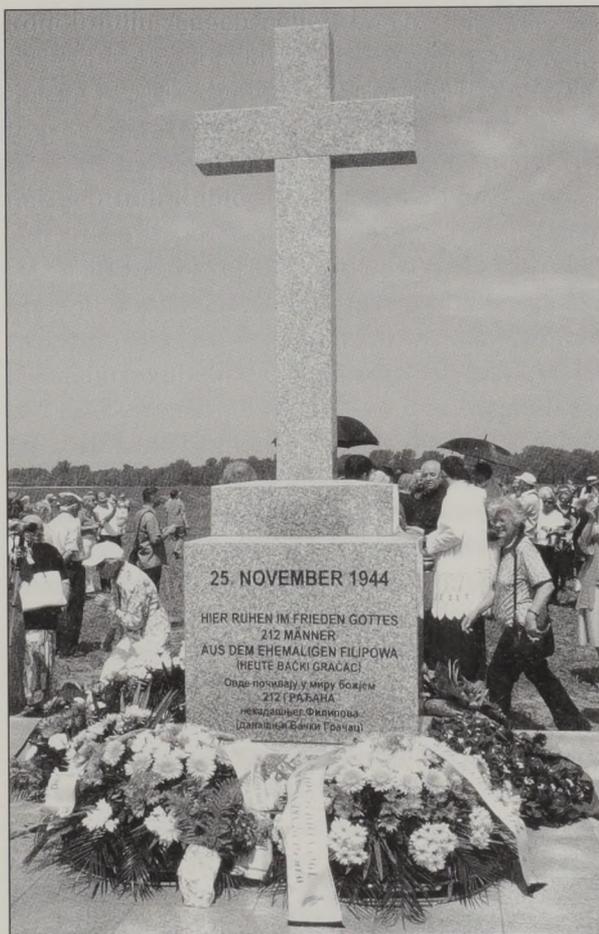
Seit etwa 2002 begann die Annäherung zwischen den ehemaligen Bewohnern und der politischen Vertretung des Ortes. Im Jahr 2008 durfte auf dem ehemals deutschen Friedhof eine Gedenkstätte für die hier bis 1945 bestatteten deutschen Bewohner errichtet werden. 2011 bekam die Arbeitsgemeinschaft der Filipowaer die Genehmigung, auf dem Feld der Massengräber eine Erinnerungsstätte für die bei diesem Massaker unschuldig umgekommenen Jugendlichen und Männer zu erstellen. Ihre Namen durften in den Gra-

nitsockel des Denkmals eingraviert werden. Die Einsegnung dieser Gedenkstätte fand am 17. Juni 2011 durch Erzbischof Dr. Robert Zollitsch statt. Neben den über 500 Personen der Erlebnis- und Nachkommengeneration nahmen auch zahlreiche Vertreter aus den höchsten Ämtern von Kirche und Staat an dem Ereignis teil, darunter der Parlamentspräsident der autonomen Provinz Woiwodina, der Deutsche und Ungarische Botschafter sowie ein Vertreter der österreichischen Botschaft in Serbien, der Nuntius des Vatikans in Serbien, der Erzbischof von Belgrad, drei weitere katholische Bischöfe aus Serbien, der orthodoxe Bischof von Novi Sad, der griechisch-katholische Bischof von Serbien-Montenegro sowie der Bürgermeister und Mitglieder des Gemeinderates der Stadt Odzaci (deutsch Hodschag), wozu das ehemalige Filipowa heute gehört. Die Vielzahl der Ehrengäste verdeutlicht die Wichtigkeit der Veranstaltung, die auch eine überregionale Beachtung fand.

Die Anerkennung des Unrechts durch den Parlamentspräsidenten der Woiwodina Sandor



Die 2008 eingeweihte Gedenkstätte für die von 1763 bis 1945 bestatteten deutschen Einwohner von Filipowa.



Das 2011 eingeweihte Denkmal zum Gedenken an die am 25. November 1944 ermordeten 212 Jugendlichen und Männer.

Egeresi und die Entschuldigung ist ein „historischer Moment“. Deshalb soll seine auf serbisch, deutsch und ungarisch gehaltene Grußrede hier im Wortlaut wiedergegeben werden: *Sehr geehrte Damen und Herren, mit großer Hochachtung möchte ich im Namen des Parlaments der Autonomen Provinz Vojvodina und in meinem persönlichen Namen den Erzbischof der deutschen katholischen Kirche, Herrn Robert Zollitsch, wie auch alle anwesenden Gäste anlässlich der Einweihung des Denkmals zum Gedenken an die unschuldig gefallenen Landsmänner, einstigen Mitbürger, Donauschwaben, begrüßen. Der Anlass, aus dem wir uns hier eingefunden haben, weckt tiefe Erinnerungen an eine gemeinsame Vergangenheit, ein Zusammenleben, das sich,*

*in diese Pannonische Ebene verwirkt, Hunderte Jahre lang in Freundschaft, guter Nachbarschaft und gegenseitiger Achtung abgewickelt hat. Leider sind im Kriegswirbel des Zweiten Weltkriegs viele Unschuldige und Schuldlose gefallen; viele wurden aus ihren Heimen vertrieben; viele, unter ihnen bedeutend viele Donauschwaben, sind in Lagern in der Vojvodina unmittelbar nach dem Krieg gestorben und der größte Teil wurde vertrieben und hat seine Heimatorte verlassen. An diesem Ort, an dem wir uns versammelt haben, gedenken wir mit Pietät aller derjenigen, die ihr Leben verloren haben und bitten um Verzeihung für das zugefügte Leid und tragische Schicksal. Dieses Gedenkkreuz ist zugleich auch ein Symbol derjenigen Werte, die Glauben an die Zukunft wecken – an das Leben, den Dialog und die Versöhnung. Danke!*²¹

Erzbischof Zollitsch, der 1938 in Filipowa geboren wurde und dessen Bruder Josef (1928 bis 1944) zu den Ermordeten des 25. November 1944 gehörte, sprach vielen aus der Seele, als er in seiner Predigt unter anderem sagte: *Ja, an diesem Ort ruhen nicht nur Gebeine. Es ist der Ort unsäglichen Leidens und nicht fassbarer Qual. Hier starben Liebe, Freundschaft, Hoffnung. Ungeheuer ist dieser Tod und grausam. Er hat nicht nur Leben ausgelöscht. Er hat hier brutal zugeschlagen und unendliches Leid über die grausam Hingemordeten und über die verzweifelt Zurückgebliebenen gebracht. Unser Leid greift tiefer als diese drei Massengräber. Der Schmerz hat sich tief eingegraben in unsere Seele. Wir leiden bis heute. [...] Liebe Landsleute, liebe Schwestern und Brüder, wir haben das Kreuz errichtet am Ort der drei Massengräber. Unser Schmerz ist nicht mehr stumm. Er hat ein Zeichen, einen Ausdruck, eine Sprache gefunden. Wir haben bewusst das Kreuz und keinen Grabstein aufgestellt. Denn das Kreuz lenkt den Blick nicht nur zurück, sondern zugleich auch nach vorne. Durch Jesu Tod und Auferstehung ist das Kreuz zum Zeichen der Hoffnung und der Auferstehung, zum Zeichen des neuen Lebens geworden. Es ist ein Zeichen der Klage, aber nicht der Anklage. Es ist kein Zeichen der Rache und Vergeltung, sondern ein Zeichen der Versöhnung und der Herausforderung für die Zukunft. Es erinnert*

²¹ Georg Wildmann: Die Weihe des Kreuzes über den Massengräbern – ein historischer Moment. – In: Donaudeutsche Nachrichten. Mitteilungen für die Banater Schwaben, Donauschwaben und Deutschen aus Ungarn 5/2011, S. 12 f.

an unsere Ermordeten und sagt zugleich: Tut alles dafür, daß so etwas nie mehr vorkommt, daß so etwas nie mehr passiert! Wir Donauschwaben, werte Landsleute, waren immer Menschen, ja Pioniere des Brückenbaus. Unser Leid und unsere Geschichte waren dann nicht umsonst, wenn die Erinnerung an sie beiträgt, die Welt zum Guten zu verändern. Wir haben mit unseren Opfern mitgelitten und leiden bis heute mit ihnen und für sie. Aus Leiden, aus Passion, soll Aktion werden, aus Mitleiden entschiedenes Handeln. Wenn wir als Christen am Evangelium Maß nehmen, müssen wir Menschen aktiven Mitleidens sein, um zu verhindern, dass Menschen ihren Mitmenschen auch in Zukunft Leid zufügen. Das Kreuz steht auf der Heuwiese. Unsere Ermordeten sind nicht vergessen. Wir beten für sie, daß sie auf ewig in Gottes Barmherzigkeit und Liebe geborgen sind. Dabei trägt uns die feste Hoffnung unseres Glaubens, einmal bei Gott alle Schmerzen abwerfen und gemeinsam mit unseren Verstorbenen bei ihm in ewiger Freude leben zu dürfen.²²

Für Erzbischof Zollitsch ist die Annäherung an und Aussöhnung mit Serbien ein großes Anliegen. So wurde auf seine Initiative der Verein „Glaube – Erinnerung – Zukunft“ gegründet, der in seinem Geburtsort eine Begegnungsstätte für junge Menschen errichtet. In besonderer Weise geht es darum, jungen Menschen ein *umfassendes und wahrheitsgetreues Geschichtswissen* zu vermitteln, um dadurch den Weg zu einem friedfertigen Zusammenleben der Völker, Nationen, Sprachen und Religionen zu ebnen. Unter dem Namen „Dr.-Zollitsch-Akademie“ soll die Begegnungsstätte zu einem Ort der Förderung des Europagedankens und der internationalen Gesinnung junger Menschen werden. Im Juni 2014 war Zollitsch wegen dieser Angelegenheit in Serbien. Er führte Gespräche mit Bischöfen und Vertretern der serbisch-orthodoxen und der katholischen Kirche von Serbien. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch seinen Geburtsort und sein Geburtshaus.²³ Zur Delegation des Erzbischofs gehörten auch der Autor dieses Beitrags und seine Frau Agnes, die als Dolmetscherin fungierte.



Der deutsche Erzbischof Dr. Robert Zollitsch (6. v. l.) inmitten zahlreicher Würdenträger verschiedener Kirchen bei der Einsegnung der Gedenkstätte im Jahr 2011.

²² Ebd.

²³ Klaus Nientiedt: Im vereinten Europa Brücken bauen. – In: Konradsblatt. Wochenzeitung für das Erzbistum Freiburg 29/2014, S. 28 f.